

# Deuticke



Vladimir Vertlib

Am Morgen des zwölften Tages

Roman

ISBN: 978-3-552-06097-5

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.deuticke.at/978-3-552-06097-5>

sowie im Buchhandel.

# Eins

## I

Worte sind wie ein Vorhang, während Hände alles offenlegen. Doch Adels Hände geben nichts preis. »Gnädige Frau, wären Sie bereit, mit mir zu schlafen?«, fragt er. »Nur ein einziges Mal! Sie würden mir damit einen mehr als dreißig Jahre alten Traum erfüllen.« In der rechten Hand hält er die Zigarette, in der linken das Whiskyglas.

Der Mann wartet einige Augenblicke. Dann stellt er das Glas ab, drückt die Zigarette aus, hebt die Aktentasche hoch, kramt, holt eine alte Zeitschrift heraus, legt sie auf den Tisch. »Ich möchte Ihnen etwas zeigen ...«

»Sie müssen mich verwechseln.«

»Keineswegs, gnädige Frau.«

Dass er mich »gnädige Frau« nennt, finde ich rührend.

»Ich hoffe, ich sehe nicht so alt aus«, sage ich und lache. »Vor dreißig Jahren war ich ein lästiges Gör. Sie hätten mich damals sehen sollen. Mein Spitzname war Fleischklößchen. Die meisten Mädchen in meiner Klasse redeten nicht mit mir. Schließlich hatten sie einen Ruf zu verlieren.«

»Ich fürchte, Sie zweifeln an meinem guten Geschmack, gnädige Frau«, erwidert der Mann und schlägt die Zeitschrift auf. An der Faltstelle liegt ein vergilbtes Lesezeichen mit der Aufschrift *Wissen verändert Ihr Leben. Städtische Büchereien*. Ein Werbebild füllt beide Seiten – ein weißes Auto, das bei mir die Nostalgie

nach alten Filmklassikern weckt, ein verschwommener, abgedunkelter Hintergrund, undefinierbar, weder Straße noch Feld, und eine junge Frau, die auf der Kühlerhaube liegt. Sie hat den linken Oberarm und den Ellbogen gegen die Windschutzscheibe gelehnt, mit der linken Handfläche stützt sie den Kopf, die rechte wirkt als Verlängerung der elegant geschwungenen Linie des Halses. Ihr Haar ist rötlich, gewellt, die Augen grau, das moosgrüne Kleid lässt Schultern und Knie frei. Im linken oberen Rand des Bildes steht in dicken weißen Lettern: *Audi 100 GL. Die Spitze der Sport-Komfortklasse. Knüppelschaltung. 4 Halogen-Scheinwerfer. Einzel-Liegesitze. Rückbank mit Mittelarmlehne. Die Spitze: 179 km/h. Vorsprung durch Technik für nur DM 10 990,-*

»Niedlich«, sage ich. »Mein Großvater wäre davon begeistert gewesen. Er war ein Audi-Fan. Als ich noch im Kindergarten und in der Grundschule war, sind wir mit seinem Wagen ...«

»Sehen Sie sich bitte das Gesicht der Frau an«, unterbricht er mich.

»Ich schätze, dieses Bild ist aus den Sechzigerjahren, nicht wahr?«

»1973 ... Sie werden zugeben, dass diese Frau Ihnen zum Verwechseln ähnlich sieht.«

»Wie bitte?«

Der Mann streicht sanft mit dem Zeigefinger der rechten Hand über das Hochglanzpapier, sein Nagel kratzt am Haaransatz der Frau, macht einen Bogen an ihrer Wange entlang hinunter zum Kinn. Er sieht mich an, lächelt, streckt die Hand aus, berührt meine Wange. Seine Finger gleiten an der Oberlippe entlang zum Kinn und danach hinunter zum Hals.

Manchmal stelle ich mir vor, die Männer bestünden nur aus ihren Händen. In meiner Phantasie haben Männer keine Körper, kein Gewicht, vor allem aber keine Stimmen. Hände sind sie und sonst nichts als ein Hauch von Aftershave. Für mich spielt es keine Rolle, ob die Hände schön oder hässlich sind. Schöne

Hände können so aufregend sein wie ein Paar Wollhandschuhe. Die Form oder die Länge der Finger sagt nichts über ihre Qualität aus, und manchmal gibt es nichts Sinnlicheres als die bei-läufige Bewegung einer hässlichen Hand. Adels nach Lavendelöl riechende Handcreme vermischt sich mit dem Geruch von Seife, Tabak und Schweiß und weckt Erinnerungen an meine Kindheit, an das Haus meines Großvaters, das im Unterschied zur Wohnung meiner Mutter immer reich an angenehmen Düften war.

»Als ich dieses Bild das erste Mal gesehen habe, war ich zwei-undzwanzig, verheiratet und gerade Vater geworden. Es war früh am Morgen. Das Kind hat geschrien. Schließlich habe ich meine Frau wieder ins Bett geschickt, meinen Sohn in den Kinderwagen gelegt und bin damit im Wohnzimmer auf und ab gefahren. Um sechs war er endlich still. Ich aber musste schon um Viertel nach sieben aus dem Haus und wusste, dass ich nicht mehr einschlafen können würde.

Ich legte mich auf die Couch und blätterte in dieser Zeitschrift. Dann sah ich sie: Laura.«

»Laura?«

»So habe ich sie genannt. Ich habe sogar Notizen über sie gemacht, in denen ich ihr Leben festgehalten habe.«

»Eine Italienerin?«

»Aus Ferrara. Sie ist Modedesignerin. Mehr als dreißig Jahre lang hat sie mich begleitet. In den schlimmen Momenten meines Lebens tröstete sie mich, und die schönen machte sie noch schöner. Ich schlug diese Seite auf, so wie sie jetzt vor Ihnen liegt, sah sie an und empfand diese wunderbare Mischung aus Sehnsucht und Glück, die einen davondriften und alles vergessen lässt.«

»Modedesignerin. Sie hätten schon ein bisschen origineller sein können. Astronautin, Managerin oder zumindest eine Edelnutte. Ihr Blick hat einen vulgären Glanz, aber vielleicht liegt das ja am Hochglanzpapier. Ihr Haar ist aber tatsächlich schön.

Übrigens hatte meine Großmutter sehr schöne rote Haare, und das bis ins hohe Alter.«

»Bitte schlafen Sie mit mir! Ich werde mir Mühe geben, dass Sie es nicht bereuen«, sagt er. Diesmal schweben seine Hände über dem Tisch. Sie bilden einen Halbkreis, so als würden sie einen unsichtbaren Ball halten.

Ich öffne meine Handtasche und hole das Brillenetui heraus.

»Die Ähnlichkeit ist offensichtlich«, sagt der Mann. »Ich hätte nie gewagt, Sie anzusprechen, wenn dem nicht so wäre.«

Auch mit Brille kann ich kaum Gemeinsamkeiten zwischen mir und der Frau auf dem Bild feststellen. Sieht der Mann nur mein mit Henna gefärbtes Haar, das in Wirklichkeit braun und an manchen Stellen schon weiß ist? Sieht er nur meine grün-grauen Augen? Oder ist alles nur eine Masche, die er schon viele Male bei Frauen mit der passenden Haar- und Augenfarbe angewendet hat? Doch die Frage ist nicht, ob ich ihm glaube, sondern ob ich auf das Spiel einsteigen möchte. In meiner Jugend hätte ich gerne so ausgesehen wie diese Frau, enganliegende Kleider getragen und mich lasziv auf der Kühlerhaube eines Wagens in Pose geworfen, um bewundert und für eine Zeitschrift fotografiert zu werden. Stattdessen stellte ich mich jeden Morgen auf die Waage, trug mein Gewicht in eine Liste ein, die ich mit Tesa an die Badezimmerwand rechts neben dem Spiegel geheftet hatte, erkannte, dass ich immer noch zehn Kilo über dem angestrebten Idealgewicht lag, und zog seufzend meine graue »Elefantenhose« und eine der langärmeligen Blusen an, die ich in großer Menge in den Farben dunkelbraun und dunkelblau eingekauft hatte.

Ich klappe die Broschüre zu. Auf der Rückseite ist eine Flasche »Henkell trocken« abgebildet, zwei halb gefüllte Gläser, ein großer Kübel mit Eis. Der Hintergrund ist schwarz. Ich schiebe das Heft von mir weg und schaue wieder meinen Gesprächspartner an.

»Werden Sie es denn nicht bereuen?«, frage ich.

Er gibt mir keine Antwort, sondern winkt den Kellner zu sich. Ich merke, dass er von einem Augenblick auf den anderen nervös wird, wie er sich bemüht, dies zu verbergen, wie kontrolliert langsam seine Bewegungen auf einmal geworden sind.

»Ich übernehme die Rechnung«, sage ich.

»Oh nein, das kann ich nicht zulassen!«

»Das ist meine Bedingung«, entgegne ich. »Ich zahle, oder Sie sehen mich nie wieder.«

Ich blättere in Großvaters Aufzeichnungen. Seine Kurrentschrift ist mit schwarzer Tinte geschrieben, gestochen scharf, mit nur wenigen Fehlern oder Korrekturen, für mich aber dennoch mühsam zu entziffern. Ich schlage das Manuskript an jener Stelle in der Mitte auf, wo Großvater seine Photographie, dieselbe, die ich für meine Schlafzimmerwand vergrößern habe lassen, mit einer Büroklammer an den Rand einer Seite geheftet hat, und beginne zu lesen:

Am Morgen des 3. Mai 1941, um etwa Viertel nach neun, vielleicht auch um halb zehn, kam Hauptmann Kohlhaas in mein Büro und teilte mir in hörbar aufgeregtem Ton mit, er solle als »militärischer Berater« einer von Doktor Fritz Grobba geleiteten Gesandtschaft nach Bagdad fliegen, um bei der Vorbereitung eines möglichen deutschen Militäreinsatzes im Irak mitzuwirken. Bekanntlich seien die von uns unterstützten Putschisten in Bagdad inzwischen in Bedrängnis geraten. Mit rein diplomatischen Mitteln sei hier nichts mehr zu retten.

»Herr Oberleutnant, Sie werden mich als mein persönlicher Assistent begleiten«, verkündete er. »Ich brauche bei diesem Unternehmen einen sprachkundigen Mitarbeiter, der mein absolutes Vertrauen genießt. Den Marschbefehl erhalten Sie im Laufe des Tages. Der Abflug ist auf übermorgen festgesetzt. Bis dahin

ist äußerste Diskretion zu wahren. Eine offizielle Version unseres Auftrags wird morgen bekannt gegeben ...«

Hauptmann Kohlhaas ging nervös im Zimmer auf und ab und redete weiterhin auf mich ein, während ich den Deckel meiner Zigarrenschachtel öffnete und diese Kohlhaas entgegenhielt, als er nun schon zum dritten Mal den Weg von der Tür und an meinem Schreibtisch vorbei zur großen Orientkarte an der Wand zurücklegte. Kohlhaas machte eine abwehrende Geste, blieb stehen und schaute mich mit einem gequälten Lächeln an. »Heisenberg, wir alle hier hätten gerne Ihre vielgerühmte stoische Gelassenheit, in diesem Falle fürchte ich aber, dass Sie keine Ahnung haben, was auf Sie zukommt. Vor kurzem ist eine britische Armee in Basra an Land gegangen. Es ist eine Frage von wenigen Tagen, bis sie Richtung Norden, also auf Bagdad, vorzurücken beginnt. Vom soldatischen Standpunkt aus ist ein militärisches Eingreifen im Irak, und ich weiß, dass ich mit Ihnen offen sprechen kann ...« In diesem Augenblick läutete das Telephon. Hauptmann Kohlhaas verstummte und nahm nun doch eine Zigarre aus meiner Schachtel. Oberst von Lahousen, unser Abteilungschef, war am Apparat: »Heisenberg, Sie fliegen in den Irak! Aber das wissen Sie wahrscheinlich schon.« Und dann sagte er auf seine unnachahmliche österreichische Art: »Aber machen S' dort kaan Bleedsinn. Ich kenn' Sie ja. Die Gärten von Babylon können S' auch später ausgraben, und wenn Sie irgendwo einen Stein oder eine Tonscherbe mit der Fortsetzung des Gilgamesch-Epos finden, lassen S' es liegen. Nach viertausend Jahren kommt's auf ein paar weitere auch nimmer an.«

Ich klappe das Manuskript wieder zu, schalte den Computer ein und beschließe, die Arbeit systematisch anzugehen und mit dem Vorwort zu beginnen, das Großvater als »Versuch einer Vorrede« bezeichnet. Bald wird mir klar, dass ich das Konvolut der besseren Lesbarkeit wegen erheblich kürzen muss.



Mein Name hat in Deutschland keinen guten Klang mehr. Freunde habe ich durchwegs nur mehr außerhalb meiner Heimat, und so kam die Aufforderung an mich, meine Erinnerungen aufzuschreiben, vor allem aus arabischen Ländern. Da ich nun im Ruhestand sei und einiges zu berichten wüsste, das für die spätere Zeit von Bedeutung sein könnte, schrieben mir meine Freunde aus Bagdad, Kairo und Beirut, würden sie schon mit wachsender Ungeduld auf meine Autobiographie warten, für deren Übersetzung ins Arabische sie sich verbürgten. So sollen meine Erinnerungen, wiewohl auch in der Hoffnung verfasst, dass sie ihren Weg zum deutschen Leser finden, in erster Linie der Ausdruck meines Dankes an meine vielen Freunde in orientalischen Ländern sein, Freunde, die weiterhin zu mir halten.

Ich überblättere die folgenden Absätze mit weiteren Worten des Dankes und einigen allgemein gehaltenen Überlegungen zum autobiographischen Schreiben, zu den *Tücken der Erinnerung* und zum Alter, das *manches verklärt, während es anderes wiederum zuspitzt*. Die zahlreichen »fortgesetzten Freundschaften« dürften aber eher Großvaters Wunschenken entsprungen sein, denn in all den Jahren, in denen ich engen Kontakt zu ihm hatte, erhielt er von seinen »arabischen Freunden« weder Besuche noch Telefonanrufe oder Briefe, ja nicht einmal Postkarten. Nach seinem Tod trafen allerdings zwei Beileidstelegramme aus Bagdad bei uns ein. Die Absender waren meiner Mutter völlig unbekannt. Sie hat ihnen nie geantwortet.

Geboren wurde ich am 14. März 1908 in Beuthen, der heute in Polen liegenden Stadt Bytom. Mein Vater unterrichtete Altgriechisch und Latein am Kaiser-Wilhelm-Gymnasium, das zu Beginn des Jahrhunderts den Ruf einer Eliteschule hatte. Mein Großvater war Inhaber einer Werkzeugfabrik. Die Familie meiner Mutter war an einer Kohlegrube beteiligt. In meinem Eltern-

haus herrschten bürgerliche Sauberkeit und deutschnationale Gesinnung gepaart mit einem Hauch von elitärem Liberalismus, was mich später gegen die Ideologie der Nazis mit ihrer primitiven Rhetorik und ihrem Kleineleutechauvinismus immun machte.

Diese Behauptung entspricht leider nicht ganz der Wahrheit, da Großvater schon im Herbst 1933 der NSDAP beigetreten war. Mir gegenüber behauptete er, es sei ihm nur um seine Arbeit als Wissenschaftler gegangen. Regime kommen und gehen, habe er damals gedacht, Geisteswerke, die einen universellen Wert haben, aber seien zeitlos. Sollte er also sein Talent, seinen Dienst an der Wissenschaft und somit an der Menschheit verraten und einem weniger Begabten den Vortritt lassen, nur weil dieser Mitglied der Partei wäre oder gute Beziehungen zum Gauleiter hätte?

Beuthen war durch die Teilungen Oberschlesiens nach dem Ersten Weltkrieg zur Grenzstadt geworden. In nationalistischen Kreisen galt sie deshalb als Bollwerk des Deutschtums gegenüber dem Slawentum. Die revanchistischen Gedanken und der Hass auf Polen waren stark. Die Inflation und die Weltwirtschaftskrise ließen den Mittelstand verarmen, und in den Kohlegruben sprachen kommunistische Agitatoren von der Weltrevolution und der Expropriierung der kapitalistischen Ausbeuter. Mir selbst jedoch wurde das Glück zuteil, in dieser unsicheren und an Dummheit und Geschwätz so reichen Zeit in verhältnismäßig gesicherten Verhältnissen aufzuwachsen.

Meine speziellen Interessen und Talente zeichneten sich schon früh ab. In der Obersekunda hielt ich einen Vortrag über die Punischen Kriege, den sogar unser Lateinlehrer, den wir Schüler nicht anders als Professor Fleischwolf nannten, mit einem knurrenden »durchaus beachtlich« kommentierte. Kurz vor dem Abitur übertrug ich zwei Gedichte von Pindar in meine schlesische

Mundart, und in den langen Ferien zwischen dem Abitur und dem Beginn meines Studiums, das ich in Breslau absolvieren sollte, schrieb ich – nur für den Privatgebrauch und zur Unterhaltung einiger Freunde – eine Abhandlung über den arabischen Philosophen Abu l-Walid ibn Ruschd, der in Europa unter seinem lateinischen Namen Averroes bekannt ist.

Großvaters Liebe zur Geschichte, seine Begeisterung für alte Sprachen, vor allem aber für die Kultur und die Philosophie des Orients, stammte aus jener Zeit, als ihm sein Vater zum zehnten Geburtstag eine bunt bebilderte, der »Erbauung und moralischen Festigung dienende« Weltgeschichte »für Knaben und Jünglinge« geschenkt hatte. Der Verfasser dieses Fünfhundertseitenbandes war fortschrittlich genug, um nicht nur über die damals zum Bildungskanon gehörenden Eckdaten der europäischen Geschichte zu referieren, sondern auch der arabischen Welt, insbesondere dem muslimischen Spanien, ein Kapitel zu widmen. Dieser Abschnitt, der keine zwanzig Seiten lang war, sollte das Leben meines Großvaters entscheidend prägen. Auch heute noch blättere ich manchmal gerne in diesem Buch, das ich von Großvater geerbt habe, betrachte die alten Photographien der Alhambra in Granada, der Mezquita in Córdoba oder der verwinkelten Gassen von Tarifa, Spaniens südlichster Stadt. Die Schwarzweißaufnahmen wurden nachträglich bunt eingefärbt und mit einzelnen Phantasiemotiven des Illustrators angereichert. Blättere ich weiter, stoße ich auf die Zeichnung eines bunt gekleideten Paares. Er trägt Pluderhosen, einen Kaftan und einen breiten, über dem Bauchnabel verknoteten Gürtel. Außerdem trägt er einen Turban und die Frau ein Kopftuch. Unter dem Bild steht: *ein mohammedanischer Würdenträger mit Gattin.*

Diese Bilder inspirierten meinen Großvater zu phantasievollen Gedankenreisen in die Vergangenheit, bei denen er an der Seite Mohammeds auf einem Kamel durch die Wüste ritt, Ale-

xandria eroberte oder in den engen Gassen von Cordoba mit Maimonides und Averroes über die Grundlagen der Philosophie diskutierte. Während Hitler die Macht ergriff, die Demokratie abschaffte und die ersten Konzentrationslager errichten ließ, war Großvater von seinen Reisen immer noch nicht zurückgekehrt. Er lernte mehrere Sprachen, aber bezeichnenderweise nur wenige Brocken Polnisch. Später machte er ausgedehnte Reisen, die ihn nach Athen, Sarajevo, Bagdad, Tunis, Marrakesch, Tanger, Kairo, Islamabad und Jakarta führten, aber er ist in seinem Leben nie in Krakau gewesen, das weniger als hundert Kilometer von seiner Geburtsstadt entfernt liegt.

Mit nicht ganz 22 Jahren hatte Großvater in Breslau mit der Arbeit an seiner Dissertation begonnen, bei der es um den Einfluss der aristotelischen Logik auf das mittelalterliche Denken und die Rechtsauffassung im Islam ging. Als das Dritte Reich 1935 die Nürnberger Rassegesetze zum gültigen Recht erklärte, schrieb der junge Assistent gerade eine Arbeit darüber, warum den Gedanken der Aufklärung im arabischen Raum nicht derselbe Erfolg beschieden war wie in Europa. Im Jahre 1938, als im ganzen Reich die Synagogen brannten, galt er als einer der vielversprechendsten jungen Orientalisten an der Universität Breslau. Er hatte einen Abschluss in Ethnologie, die damals noch Völkerkunde genannt wurde, in Philosophie und Geschichte, beherrschte neben Latein, Griechisch, Französisch, Englisch und Arabisch auch die Grundlagen der türkischen und persischen Sprachen und hatte gerade einen Kurs für Urdu belegt. Er hatte schon Reisen nach Marokko und nach Ägypten unternommen und wollte in den nächsten Jahren seine Reisetätigkeit intensivieren.

Über jüdische Kollegen, die es in den ersten Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft noch vereinzelt an der Universität gegeben hatte, habe er sich nie abschätzig geäußert, betonte Großvater, und dass er in seinen Arbeiten gelegentlich auch jüdische

Wissenschaftler zitiert habe, sei für ihn, einen »Mann des Geistes und der Vernunft«, eine Selbstverständlichkeit gewesen. Besonders die Naturwissenschaften hätten unter der Vertreibung der Juden aus Deutschland gelitten, erzählte mir Großvater. In Göttingen, einst einer Forschungsstätte von Weltruf, habe es Mitte der Dreißigerjahre »überhaupt keine Mathematik mehr gegeben«. Man hätte, meinte Großvater, Juden, die in Forschung und Lehre tätig waren, von den Bestimmungen der Nürnberger Rassegesetze ausnehmen müssen oder zu »Ehrenariern« erklären sollen.

Mitte der Dreißigerjahre verliebte sich Großvater in eine seiner Studentinnen. Sie hieß Karin und hatte *langes, leicht gewelltes rotes Haar, das ihr fast bis zu den Hüften reichte, so grell, so sinnlich und lasziv, als spiegle es die lodernde Glut des Lebens in seinem innersten Kern wider*. Großvaters Aufzeichnungen zufolge hat er meine Großmutter vor allem wegen dieser roten Haare geheiratet. Inwieweit sie seine Liebe erwiderte, erwähnt er nur am Rande. Er schreibt, sie habe *seinem hartnäckigen Werben schließlich nachgegeben*. Die Ehe sei *glücklich und harmonisch* gewesen, *auch wenn man die Meinungsverschiedenheiten und Krisen, die als Folge eines langen Zusammenlebens in jeder Partnerschaft unvermeidlich sind, in Betracht zieht*.

Für den Herbst 1939 hatte Großvater eine ausgedehnte Studienreise in den Orient geplant, die ihn über Haifa und Jerusalem nach Amman und Bagdad und von dort über Damaskus, Aleppo und Istanbul wieder nach Deutschland zurückführen sollte. Das Forschungsstipendium wurde von der Universität Breslau und dem Reichspropagandaministerium finanziert. Diese Förderung war mit einer Verpflichtung zu einer Artikelserie verbunden, die Großvater für den *Völkischen Beobachter* über den »verderblichen Einfluss der Juden im Nahen Osten« schreiben sollte.

»Damals war es nicht anders als heute«, rechtfertigte sich Großvater später. »Um sich im Wissenschaftsbetrieb zu behaupten

ten, muss man Kompromisse schließen und Dinge tun, die einem kein Vergnügen bereiten. Und diese Reise konnte ich ja kriegsbedingt ohnehin nicht mehr antreten.«